

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **65 (2008)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

ULRICH GERSTER / REGINE HELBLING / HEINI GUT (Hrsg.): *Zugluft 1920–1950. Kunst und Kultur in der Innerschweiz*. Mit Beiträgen von Fabian Hodel, Hansjakob Achermann, Ulrich Gerster, Reto Brunner, Fabrizio Brentini, Regine Helbling, Rebekka Fässler, Dieter Ringli (hier + jetzt Verlag für Kultur und Geschichte/Nidwaldner Museum) Baden 2008, 272 S., 151 farbige Abbildungen im Katalogteil, zahlreiche s/w Abbildungen.

Noch heute spricht man vom «Innerschweizer Kulturraum». Der Begriff, um 1930 herum von Paul Hilber, dem langjährigen Konservator des Kunstmuseums Luzern, geprägt, übt bis in die jüngste Zeit seine Faszination aus, hatte doch im Dezember 2007 bis Januar 2008 das Kunstmuseum Luzern die Jahresschau der Zentralschweizer Kunschtchaffenden unter dem zeitgemäss englisch gefassten Titel «Top of Central Switzerland» im topmodernen Museumsbau von Jean Nouvel in Luzern die Kulturlandschaft der Zentralschweiz ausgelotet, mit Hilfe einer ebenso aktuellen Ranking-Methode, nämlich einer Hitliste von den besten 50 Kulturschaffenden. Damals wie heute zeigt sich das gleiche Phänomen: Die Zentralschweiz kann nicht als geschlossenes Gebiet betrachtet werden. Zu gross sind die Migrationsphänomene, zu stark ist die Attraktion von ausländischen Metropolen oder grossen Schweizer Städten. Viele Zentralschweizer Kunschtchaffende haben mindestens zwei Identitäten: eine der Herkunft und eine des Wohn- und Wirkungs-ortes. Der heute wie damals über moderne Kommunikationsmittel und kulturelle Netzwerke funktionierende Kultur- und Ideenaustausch lässt auch eine Region wie die Zentralschweiz seit der beginnenden Moderne nicht mehr als abgeschlossenen Mentalitätsraum erfahren.

Gleichwohl war es das Anliegen einer Ausstellung im Frühling 2008, die im Zug des Pro Helvetia Förderprogramms «echoes – Volkskultur für morgen» entstanden ist, den Mentalitätsraum der Innerschweiz in einem Zeitraum, als die Moderne von Paris, Berlin und Wien ausgehend auch die hintersten Winkel unseres Land zu erfassen schien, in seinen kulturellen und sozialgeschichtlichen Erscheinungen zu beleuchten. Die von Regine Helbling, Ulrich Gerster und Heini Gut konzipierte Ausstellung, die von einem Katalogband begleitet wurde, der hier zu besprechen ist, zeichnet ein Bild der Innerschweiz der Jahre 1920 bis 1950, die zwischen ländlich-katholischer Prägung und Reserviertheit gegenüber der Moderne und ihren Erscheinungen gleichwohl erste, mehr oder weniger zaghafte Aufbrüche in eine moderne Kulturauffassung zeigt.

Das Projekt «Zugluft 1920–1950. Kunst und Kultur in der Innerschweiz» war getragen von einer Gruppe von AutorInnen und Kunschtchaffenden, die sich vor allem um Regine Helbling gebildet hatte, die lange Zeit als Kuratorin am Nidwaldner Museum in Stans wirkte. Den in Nidwalden in der Zeit von 1920 bis 1950 zentralen kulturellen Protagonisten wie Robert Durrer, Hans von Matt, Anton Flüeler und Eduard Zimmermann sind denn auch grössere Abschnitte in dem Band gewidmet, die vielleicht etwas überraschen, denn für den Kulturraum der Innerschweiz wichtige Figuren wie der Luzerner Konservator Paul Hilber oder die zu

jener Zeit als prägende – wenn auch kontrovers diskutierte – Künstlerfiguren im Innerschweizer Raum geltenden Max von Moos und Hans Erni sind in dem Band nur am Rand erwähnt. Immerhin kommen die beiden damals für den Stadtraum Luzern bedeutungsvollen Architekten Armin Meili und Albert Zeyer in einem eigenen Artikel von Fabrizio Brentini zu ihrem Recht.

Die Herausgeber des Bandes Ulrich Gerster und Regine Helbling legen ihren Blickwinkel zwar von Anfang an offen: Stans ist zentraler Ort für einen Augenschein auf die Kulturlandschaft Innerschweiz, und auch das alteingesessene wirtschaftliche und kulturelle Zentrum der Zentralschweiz Luzern darf als kleineres Bellevue nicht fehlen. Doch werden auch lose Fäden um den Vierwaldstättersee nach Schwyz und ins Urnerland hinein und gar bis zum Brünig geknüpft. Genau beobachtet werden vor allem die stetigen Migrationsbewegungen aus dem Innerschweizer Raum hinaus und wieder zurück an den heimatlichen Ursprung. Von «Knotenpunkten» und «Netzwerken» sprechen die Herausgeber denn auch lieber, da sie offenbar die Dominanz des Luzerner Vororts in der Zentralschweiz für einmal auch etwas in Frage stellen möchten.

Massstab für die Betrachtung der kulturellen Phänomene in der Zentralschweiz im Zeitraum von 1920 bis 1950 ist die Begegnung mit der Moderne, ein Thema, das sich wie ein roter Faden durch diesen Sammelband von Aufsätzen zieht, der sich nicht nur den Phänomenen der Bildenden Kunst, sondern auch der Fotografie im Zuge des aufkommenden Tourismus, der Literatur und Theaterzene, der Musik, der Plakatgestaltung und dem Kunstgewerbe widmet. Die Berührungen mit der Moderne fanden meistens ausserhalb des eigentlichen Kulturraums statt; sie sind fassbar über die biografischen Erfahrungen von einzelnen Protagonisten, die in den Jahren 1900 bis 1939 im Ausland weilten, in den Metropolen Paris, München oder Berlin, und mit diesen kulturellen Erfahrungen im «Sturm der Moderne» nach ihrer Rückkehr in der Zentralschweiz auf eine eigene Art und Weise zu wirken versuchten. «Herrgott, welche Zugluft» schrieb der junge Urner Künstler Heinrich Daniöth 1925 von seinem Studienaufenthalt an der Landeskunstschule Karlsruhe.

Die Avantgarde, die sich immer als eine internationale Bewegung – hervorgegangen in meist urbanen Situationen – verstand, hat ihre Beachtung auch an der Peripherie gefunden. Auch in ländlichen Regionen entstand bedeutende Kunst, für die anfangs der 1980er Jahre durch Martin Kunz mit der Ausstellung «Schweizer Kunst 70–80 Regionalismus/Internationalismus» im Kunstmuseum Luzern (1981) der Begriff des Regionalismus geprägt wurde. Regionalismus: nicht als provinzielle Haltung einer Lokalkunst, sondern als eine zeitgenössische Kunst und Kulturhaltung, die sich in einer Region vor dem Hintergrund einer Auseinandersetzung mit aktuellen internationalen Strömungen formuliert.

Am deutlichsten ist diese Dialektik in der Zentralschweiz der ersten Jahrhunderthälfte in der Architektur zu beobachten. Zwei gewichtige Aufsätze in dem Band sind deshalb der Architektur von Armin Meili und Albert Zeyer und den Kirchenbauten im innerschweizerischen Raum gewidmet. Während Fabrizio Brentini die beiden nach und nach der corbusianischen Moderne verpflichteten

Luzerner Architekten miteinander vergleicht und einen heimlichen Wettstreit zwischen den beiden zugunsten von Albert Zeyer ausgehen lässt, untersucht der gleiche Autor die Bautätigkeiten von Arnold Stöckli und Fritz Metzger im kirchlichen Bereich, eine etwas enge Auswahl, hätten sich doch auch andere Architekten in der Region finden lassen, zum Beispiel das in Zug tätige Büro Stadler und Wilhelm. Für einige Überraschung sorgt die Kapelle Unserer Lieben Frau auf Trübsee, gebaut 1935 von Arnold Stöckli, eine Rundkapelle, die zu einem Vergleich mit Mario Bottas zeitgenössischer Kapelle auf dem Monte Tamaro (1993/94) herausfordert.

Bei der Diskussion und Ausstattung von Kirchenprojekten spielt die St. Lukasgesellschaft mit ihrer Publikationsreihe «Ars Sacra» eine tragende Rolle. Diese Vereinigung, gegründet 1924 mit dem Ziel, moderne Kunst in den Kirchen zu fördern, ist als ein Element in der sogenannten katholischen Aktion zu sehen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem in den katholischen Regionen der Schweiz mit verschiedenen Tätigkeiten und Themen auf sich aufmerksam machte. Zur St. Lukasgesellschaft gehörten sowohl Architekten wie auch bildende Künstler und Kunstgewerbetlerinnen, die neue Kirchenbauten adäquat auszustatten hatten. Der Aufsatz von Farbrizio Brentini zeichnet somit ein weiteres Netzwerk in der Zentralschweiz nach, dem eine wichtige kulturelle Bedeutung zukam: das Netzwerk im Bereich der katholischen Ars sacra. Dieses Netzwerk machte sich immer wieder bei Wettbewerben und Vergabungen von Kunst-am-Bau-Aufträgen bemerkbar, vor allem durch die den Betrieb dominierende Figur Hans von Matts.

Wenn man den Artikel «Streifzüge durch die Kunst der Inner-schweiz 1920 bis 1950» von Ulrich Gerster liest, erhält man leicht den Eindruck, dass, abgesehen von ein paar Ausnahmereisnerungen wie Heinrich Danioth oder Anton Flüeler, die neoklassizistische-neoarkadisch-religiöse Figuration vorherrschte. Obwohl Neue Sachlichkeit und Surrealismus in den Schweizer Städten ein Thema war, schien es in Luzern und im Innern der Zentralschweiz wenig Echo auf aktuellste Kunstströmungen gegeben zu haben. Die eigentliche Moderne, wie Ulrich Gerster schreibt, sah sich auf einen kleinen Kreis von wenigen Namen zusammengedrängt. Obwohl bereits 1935 im Kunstmuseum Luzern die von Paul Hilber, Hans Erni und Konrad Farner konzipierte Ausstellung «these antihese synthese» mit Vertretern von Konstruktivismus, Abstraktion und Surrealismus zu sehen war – gerechterweise muss man sagen: immerhin ein Jahr vor der legendären Schau «Zeitprobleme der Schweizer Malerei und Plastik» im Kunsthaus Zürich –, blieb die Luzerner Ausstellung in den widersprüchlichen Dreissiger Jahren mehr oder weniger ein Einzelereignis. Max von Moos verstand sich mit seiner surrealistischen Ausprägung als Einzelgänger, während Hans Erni nach dem Zweiten Weltkrieg mehr und mehr in die Dekoration und Grafik abdriftete. Der im Bereich der Plastik herausragendste Künstler der Region, Albert Schilling, lebte während der Kriegsjahre nach seiner Abreise aus Paris für kurze Zeit in Stans, zog jedoch bald nach Arlesheim bei Basel um. Sein für die Guthirtkirche in Zug geschaffenes Kreuzifix (1939) wurde wegen «Gotteslästerung im Bilde» von der Kirche verboten und erst viel später im Kirchenraum angebracht.

Einen überaus grossen Platz in der Betrachtung des Kunstschaffens in der Zentralschweiz von 1920 bis 1950 nimmt die Künstlerin Annemarie von Matt, Ehefrau von Hans von Matt, ein, deren Werk erst nach ihrem Tod (1967) in den frühen 1970er Jahren von Kuratoren und Vermittlern wie Harald Szeemann und Theo Kneubühler entdeckt wurde. In dem vom Ausstellungskatalog behandelten Zeitraum 1920 bis 1950 war sie mit ihren Arbeiten, Texten und Zeichnungen, Objekten und Assemblagen, die sie im Privatatelier und eher im Geheimen herstellte, eine krasse Aussenseiterin, die mit diesem Teil ihres Werks keinerlei öffentliche Resonanz hatte.

Sibylle Omlin

* * * *

PETER EGGENBERGER / THOMAS GLAUSER / TONI HOFMANN: *Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug*. Mit Beiträgen von Andreas Cueni, Peter Holzer, Martina Kälin-Gisler, Bruno Kaufmann und Eva Roth Heege sowie einem Geleitwort von Peter Niederberger und einem Vorwort von Stefan Hochuli. (= Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug, Band 5), (Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug, Direktion des Innern) Zug 2008, 324 S., 302 zum grossen Teil farbige Abb.

Nach den Broschüren der Reihe zur Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug über die Orgeln im Kanton Zug (1994), den Franziskuszyklus von Jakob Warttis im Kapuzinerkloster Zug (1995), zum Haus Gerbe in Oberägeri, Kanton Zug (1996) und die Glocken im Kanton Zug (2000) legt das Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug eine stattliche Hardcover-Publikation über den heutigen Stand der Kirchenarchäologie in der zugerischen Landschaft vor.

Regionale Zusammenfassungen zur Archäologie von Sakralbauten sind eine Seltenheit. Wie ein erratischer Block steht der Katalog der vorromanischen Kirchenbauten da, zu welchem Hans Rudolf Sennhauser die Kurztex-te über die Schweiz beisteuerte (FRIEDRICH OSWALD / LEO SCHAEFER / HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen* [=Veröffentlichungen des Zentralinstitutes für Kunstgeschichte in München 3, 1], München 1966, mit Nachträgen 1991). Die in einem Sammelband vorgelegten Resultate zum archäologischen Forschungsstand der frühen Kirchen in Sachsen (=Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden, Band 23, Stuttgart 1994) blieben weitgehend ohne Nachfolge. Einen Anfang machte hierzu-lande die Publikation einer Tagung an der Universität Fribourg von 2001 (*Villes et villages. Tombes et églises. La Suisse de l'Antiquité Tardive et du haut Moyen Age*, in: ZAK 59, 2002, 3, S. 141–331). Die Kirchenarchäologie begann im Kanton Zug im Jahre 1899, als Julius Lasius im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für die Erhaltung historischer Kunstdenkmäler (heute GSK) Vorgängerbauereite in der dem Abbruch geweihten Zuger Pfarrkirche St. Michael dokumentierte. Eine Zwischenstation bildete die 1942 vom Landwirt und Kantonsrichter Emil Villiger ausgegrabene Chamer St. Andreas-Kapelle, ab 1959 mehrere Dokumentationen durch den ehrenamtlichen Leiter des Museums für Urgeschichte Josef Speck. Höhepunkte sind wohl die Untersuchungen nach modernen flächenstratigrafischen Methoden, welche ab den 1970er Jahren erfolgten, etwa in St. Nikolaus in Oberwil, St. Verena in Risch oder in der Pfarrkirche in Walchwil. So ist in den vergangenen Jahrzehnten aus 18 der insgesamt 20 Gotteshäuser des Kantonsgebietes Dokumentations- und Fundmaterial von Teiluntersuchungen, Baubeobachtungen, Sondierungen und Flächengrabungen zusammen gekommen, doch eine Auswertung nach vergleichbaren Grundsätzen liess auf sich warten.

Es ist dem Kantonsarchäologen Stefan Hochuli hoch anzurechnen, dass er die Initiative zu einer systematischen Auswertung ergriff. Natürlich kam ihm die Überschaubarkeit des Gebietes zustatten, trotzdem ist das Unterfangen ein Grossprojekt, welches nicht nur entsprechende personelle und materielle Ressourcen blockiert, sondern eine entsprechende Ausdauer erheischt. In Adriano Boschetti-Maradi stand ihm ein versierter Projektleiter zur Seite, für die Fundauswertung konnte er auf die längjährigen Erfahrungen von Eva Roth Heege setzen. Das Autorenteam unter dem seit Jahren bewährten Kirchenarchäologen Peter Eggenberger, dem Grabungstechniker Toni Hofmann sowie dem Historiker Thomas Glauser brachte die Arbeit innert weniger Jahre zum

Abschluss im nun vorliegenden Werk. Es bleibt zu hoffen, dass sich weitere Regionen – oder die Universitäten? – dem Zuger Beispiel anschliessen werden.

Der Band folgt nicht genau den modernen politischen Grenzen, sondern den kirchengeschichtlichen des Spätmittelalters, das heisst: zusätzlich werden die damals zu Baar gehörigen Kapellen St. Silvester von Hausen am Albis ZH sowie St. Markus in Kappel am Albis ZH ebenso in den Betrachtungsperimeter einbezogen wie die Pfarrkirche und Kapelle St. Maria in Meierskappel LU und die Pfarrkirche St. Rupert in Oberrüti AG. Damit können die mittelalterlichen Pfarreien vollständig, das heisst mit ihren 24 Sakralbauten, dargestellt werden.

Von den 24 Gotteshäusern stammen neun aus dem frühen Mittelalter: Baar, Risch, Cham, Zug, Oberägeri, Neuheim und Niederwil. In einem ersten grossen allgemeinen Kapitel stellt Thomas Glauser deren Entstehungsgeschichte dar und geht mit guten Gründen davon aus, dass sie alle sog. Eigenkirchen sind, auf Grundstücken der geistlichen oder weltlichen Grundherren entstanden, was typisch für bischofsferne Regionen wie die Inner- und Oberschweiz ist, wo der Konstanzer Bischof nur über eine bescheidene grundherrschaftliche Ausstattung verfügte. Damit zeigt sich in dieser Region ein anderes Bild als beispielsweise im Bistum Chur oder in der Westschweiz, wo die geistliche und weltliche Herrschaftsausübung sehr viel besser ausgebildet war und es entsprechend wenige Eigenkirchen gab (S.17). Von weit über die Zuger Region hinausreichender Gültigkeit und Interesse sind Glausers Bemerkungen über die Entstehung der Pfarreien als territoriales Konstrukt (S. 22–23) gegen Ende des 12. Jahrhunderts und seine kritische Beurteilung der sog. Urfarreientheorie (S. 24). Wesentliches Element ist dabei der gemeinsame Gottesdienstbesuch, aus dem «quasi beiläufig der übergeordnete Personenverband der Kirchengenossen» entstand (S. 26).

In einem zweiten Hauptkapitel fasst Peter Eggenberger die Beobachtungen der einzelnen Objekte in einer allgemeinen Übersicht über den Kirchenbau von seinen ersten Zeugen im Frühmittelalter an zusammen. An ergrabenen Beispielen des im Band behandelten Gebietes erläutert er typische beziehungsweise typologische Entwicklungsstufen, welche durchaus als Spiegelbilder ihrer Zeit gesehen werden dürfen und deren stilistische und architekturgeschichtliche Stellung sich durchaus in die Kirchenlandschaft des übrigen schweizerischen Mittel- und Voralpenlandes einfügt. Überblickt man die grundsätzliche Entwicklung der vollständig ergrabenen Kirchen, so fallen zwei Besonderheiten auf, die vielleicht nicht zufällig sind: Zunächst erstaunt die anderswo kaum zu beobachtende völlige Verschiebung des Bauplatzes von Nachfolgebauten gegenüber ihren Vorgängern (Baar, Cham St. Jakob, Unterägeri und Walchwil). Ferner beobachten wir, dass Neubauten in der Zuger Region offensichtlich mit Vorliebe um ihre Vorgänger herum errichtet worden sind (Steinhausen, Haselmatt, Oberrüti, Risch, Zug St. Michael, Zug St. Oswald und Oberwil), was in anderen Regionen – zum Beispiel im Bernbiet – fast nie vorkommt, denn da wird normalerweise eine der beiden Längswände in den Neubau übernommen. Während die erste Methode den Vorteil hat, dass praktisch während der ganzen Bauzeit der Gottesdienst im Altbau weiter gehen kann, hat sie den Nachteil, dass wenig Baumaterial im Neubau Wiederverwendung finden kann, was bei der zweiten Methode natürlich der Fall ist – eben auf Kosten des ununterbrochenen Altardienstes. Ob dies tatsächlich als regional zu unterscheidende Bauepflogenheit interpretierbar ist, lässt sich erst sagen, wenn weitere Überblickswerke vorliegen.

Für das interessierte Laienpublikum sind erklärende Kastentexte eingefügt, so zur historischen Situation im Frühmittelalter, zur Verbreitung des Christentums, zum Burgundischen Reich, zur historischen Situation im 12./13. Jahrhundert, über die Individualisierung der Heilssuche, zur historischen Situation vom 14. bis

16. Jahrhundert sowie über das Patronatsrecht als Spiegel des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels. Jedem Kasten ist jeweils wichtigste weiterführende Literatur angefügt. Kartenmaterial erleichtert zudem das Verständnis der übergeordneten Kapitel.

Viele Dinge in den generellen Kirchenbaukapiteln sind nicht neu, aber übersichtlich zusammengefasst, so etwa die Abschnitte über die Bestattungen privilegierter Persönlichkeiten in den Kirchen, die Gedanken über die Spendentätigkeit und die Stiftungen von Kirchenzierden oder ganzen Sakralbauten zur Erlangung des Seelenheils, was im 15. Jahrhundert auch in der Zuger Region zu einem eigentlichen Kirchenbauboom führte. An nicht weniger als der Hälfte der vorgestellten Gotteshäuser sind Vergrößerungen, Teilneubauten, Chorerneuerungen oder Turmbauten aus jener Zeit nachzuweisen. Es darf jedoch getrost davon ausgegangen werden, dass im späten 15. Jahrhundert jede Kirche zumindest eine Renovation erfahren hat.

Die allgemeinen Abschnitte über die Kirchengestaltung fallen, weil sie auf den vor Ort erhaltenen Bestand abstützen, folgerichtig etwas dürftig aus. Allzu Vieles ist in der Barockzeit ausgewechselt worden. Immerhin haben sich mit den Decken von Baar St. Anna, Oberägeri und Zug, den Sakramentshäuschen von Baar St. Martin, Cham St. Andreas, Hausen am Albis, Hünenberg, Neuheim und Oberägeri, dem Flügelaltar der Beinhauskapelle St. Anna in Baar, den Wandmalereien in der Beinhauskapelle von Oberägeri sowie den Wappenscheiben von Risch herausragende Zeugen spätmittelalterlicher Sakralkunst erhalten. Zu bedauern ist, dass nicht auch einige den Bestand überblickende Zeilen zu archäologisch überlieferten Resten von Realien wie Reliquienläsers, Rosenkränze, Devotionalien etc. Eingang in die allgemeinen Kapitel gefunden haben. Die Informationen dazu sind mustergültig im Katalogteil aufgearbeitet, aber eben nur in den monografischen Beschreibungen.

Nach den Überblickskapiteln fokussieren die Autoren in einem zweiten, als Katalog gekennzeichneten Teil auf das Einzelobjekt. Kirche um Kirche wird in einzelnen, sehr übersichtlichen und leicht lesbaren Kleinmonografien vorgestellt. Die Texte folgen dem gleich bleibenden Schema, indem mit einer Kurzbeschreibung zur Lage angefangen wird. Diese beschränkt sich vorwiegend auf geografische Angaben und erwähnt kaum topografische Charakteristika. Dazu tragen auch die Situationspläne wenig bei, die kaum Beschriftungen und keinerlei Angaben zu Höhenkurven oder zum Geländereief und damit zu bevorzugten Standortfaktoren aussagen. Der nicht Ortskundige erhält den Eindruck als lägen alle Objekte im flachen Gebiet. Dabei wären zum Beispiel für die frühen Kirchen von Cham St. Jakob und St. Andreas oder St. Wolfgang, Hünenberg, die topografischen Umstände von Interesse. Es folgen Abschnitte zur schriftlichen Überlieferung aus der Feder von Thomas Glauser, der in einem erfrischenden Stil nicht nur den historischen Dokumenten folgt, sondern mutig auch Vermutungen und Thesen – selbstverständlich immer klar gekennzeichnet (zum Beispiel S. 129: «Es ist nicht ganz einfach, Licht in diesen komplizierten Sachverhalt zu bringen. Die gegenwärtig plausibelste Deutung ist, sehr verkürzt, die folgende») – in seinen Text mit einfließen lässt, was ihn spannend und leicht lesbar macht. Den Kern der Katalogtexte bildet selbstverständlich der Bericht über die archäologischen Forschungen, beginnend mit einer knappen Darlegung von Anlass, Methode und Dokumentation, gefolgt von der Beschreibung der archäologischen Befunde und Beobachtungen in chronologischer Reihenfolge. Hervorragend sind die wo immer möglich steingerechten Befundpläne in gut vergleich- und umrechenbaren Massstäben (M 1:100 / 1:200 / 1:350 / 1:500) und Grabungsbilder. Die Pläne sind nach Bauphasen getrennt und folgen einem konsequent angewendeten Farbschlüssel. Jeder Epoche wird jeweils eine Leitfarbe zugewiesen: rot für Frühmittelalter (7.–10. Jahrhundert), grün für Hochmittelalter (11.–13. Jahrhundert),

blau für Spätmittelalter (14.–16. Jahrhundert), violett für Barock und Klassizismus (17.–19. Jahrhundert), gelb für Historismus und Moderne (19.–20. Jahrhundert). Damit setzt der Band wohl Maßstäbe auch im übertragenen Sinne. Wobei man sich fragen kann, weshalb von der spektralen Farbreihenfolge (rot – orange – gelb – grün – blau – indigo – violett) abgewichen wird. Die Frage wird jedoch seit je kontrovers diskutiert und Vorschläge wie die Richtlinien des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg (GÜNTER ECKSTEIN, *Empfehlungen für Baudokumentationen, Arbeitsheft 7*, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1999) konnten sich nicht durchsetzen. Sehr hilfreich sind die vielen Grabungsfotos im Band, in welche Positionsnummern eingetragen worden sind, die man in den Gesamtplänen des archäologischen Bestandes wiederfindet, während auf ihre Erwähnung im Fließtext verzichtet wird, was den Lesefluss fördert, jedoch der eindeutigen Zuweisung und damit der Nachvollziehbarkeit der Befunde hinderlich ist.

Wo Grabungen auch Bestattungen zum Vorschein brachten, sind deren Reste durch die Anthropologen Andreas Cueni oder Bruno Kaufmann auch wissenschaftlich ausgewertet worden und werden in einem Kapitel ‚anthropologische Untersuchungen‘ vorgestellt, so zu St. Martin Baar, St. Bartholomäus Schönbrunn, St. Verena Risch und St. Johannes Walchwil. Schade, dass keine Synthese versucht wurde und als Kapitel über die Bevölkerung in den allgemeinen Teil einfluss, liefern uns doch die Bestattungen in und um Kirchengebäude dank ihrer chronologischen Zuweisbarkeit wesentliche Erkenntnisse zur Lebensrealität der Pfarreizugehörigen in den entsprechenden Epochen.

Besonders lobend zu erwähnen ist die Vorlage des Fundmaterials. Objekte wurden aus 14 Kirchengrabungen geborgen und durch Eva Roth Heege ausgewertet. Dazu kommt der Beitrag von Martina Kälin-Gisler über die Rosenkränze und weitere Reliquia der Kirche St. Johannes der Täufer von Walchwil. Das Fundmaterial geht weit über Fragmente von Ausstattung und liturgischem Alltag hinaus. Neben zu erwartenden Hinweisen auf Glasmalerei- (Neuheim, Walchwil) und bemalten Verputz (Cham St. Andreas) werden Bodenfliesen (Steinhausen) oder liturgisches Gerät wie Holzkelche (Risch), Reliquiengläser (Cham St. Andreas, Walchwil), Beschläge (Neuheim, Risch), Schelle (Steinhausen) oder ein Messeglöckchen (Risch) sowie Devotionalien (Walchwil), Pilgerzeichen (Walchwil) und Rosenkränze (Niederwil, Steinhausen, Risch, Walchwil, Zug St. Oswald) vorgestellt. Die Auswertung straft eine alte Mär Lügen, nämlich, dass man in Kirchen wenig finde, was Rückschlüsse auf den Alltag der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ermöglichen würde. Selbst Hausgeschirr (Cham St. Andreas, Niederwil, Oberwil, Steinhausen, Unterägeri), ein Netzenker (Oberwil), Würfel (Risch) und eine Tonpfeife (Unterägeri) fanden neben Münzen und Schmuckresten ihren Weg in die Kirchenböden. Auch hier wäre zu wünschen gewesen, dass einige übergeordnete Gedanken Eingang in die allgemeinen Kapitel gefunden hätten.

Wir wünschen dem Buch eine gute Aufnahme in einer breiten Leserschaft und hoffen auf Nachahmung in anderen Regionen und Institutionen.

Daniel Gutscher

* * * *